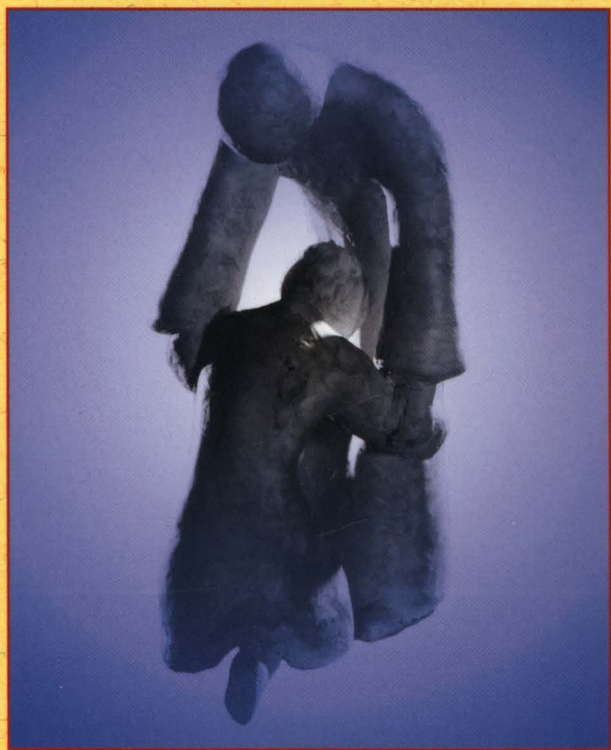


Wladimir Lindenberg

Mysterium der Begegnung



Ernst Reinhardt Verlag





Christus in Umarmung mit seiner Mutter

WLADIMIR LINDENBERG

MYSTERIUM
DER
BEGEGNUNG

9. Auflage

ERNST REINHARDT VERLAG MÜNCHEN BASEL

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Lindenberg, Wladimir:
Mysterium der Begegnung /
Wladimir Lindenberg. – 9. Aufl. –
München; Basel: E. Reinhardt, 1999.

ISBN 3-497-01490-7
PDF-ISBN 978-3-497-60671-9

© 1999 by Ernst Reinhardt, GmbH & Co KG, Verlag, München
Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung der
Ernst Reinhardt GmbH & Co KG, München, ist es nicht gestattet, dieses Buch
ganz oder auszugsweise in irgendeiner Form zu vervielfältigen, zu speichern
oder in andere Sprachen zu übersetzen.

Printed in Germany

*Sieh eine Welt in einem Körnchen Sand,
und einen Himmel in der wilden Blume.
Greif das Unendliche mit deiner Hand
und fühle Ewigkeit in einer Stunde.*

William Blake

INHALT

Vom Geheimnis der Begegnung	9
Begegnung mit dem eigenen Ich	15
Von Mensch zu Mensch	33
Der Mensch und die Arbeit	55
Der Mensch und die Dinge	73
Das Wunder der allumfassenden Begegnung	87
Begegnung mit dem Schicksal	125
Begegnung mit dem Dämon	149
Begegnung mit den Meistern	172
Der Mensch in der Begegnung mit Gott	199
Begegnung mit dem Tode	227
Erfüllung durch Begegnung	255

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Christus in Umarmung mit seiner Mutter. Ausschnitt. Passionale der Äbtissin Kunigunde. Um 1320. Prag, Universitätsbibliothek

Biblia pauperum. Reliefplatte mit der Leidensgeschichte Christi. 13. Jahrh. Michaelskirche, Fulda

Jan Mostaert (1475–1555), Heilige Familie beim Mahle. Wallraf-Richartz-Museum, Köln

Stephan Lochner (1410–1451), Ausschnitt aus dem „Weltgericht“: Zwischen Engel und Teufel

Giotto (1266–1337), Die Stigmatisation des Heiligen Franziskus

Auf dem Umschlag ist eine Plastik „Begegnung“
von Dolina Gräfin von Roedern-Lindenberg wiedergegeben.

VOM GEHEIMNIS DER BEGEGNUNG

Der Mensch von heute weiß kaum noch, was eigentlich Begegnung ist, obwohl er täglich und stündlich Begegnungen unterworfen ist. In seiner Schnellebigkeit und Ichbezogenheit ist sein Organ für die feinen und groben Dinge, die ihn umgeben, die auf ihn zukommen, die ihn berühren, ihn manchmal umstoßen oder von ihm wegstreben, verkümmert. Er registriert sie vielleicht noch im Unterbewußtsein, sie werden ihm aber nicht mehr zum Erlebnis.

Wir sind begegnungsunfähig geworden, weil wir achtlos geworden sind. Wir deuten die Begegnungen und Erlebnisse nicht mehr, und so wird ein großer und vielleicht der wichtigste Anteil unseres Daseins bedeutungslos für uns. Baalscham Tow sagt einmal: „Wehe! Die Welt ist voller gewaltiger Lichter und Geheimnisse, und der Mensch verstellt sie sich mit seiner kleinen Hand.“

Der Jedermann lebt sein kleines, für ihn so wichtiges Leben, ein Leben voller Bedürfnisse, Sehnsüchte, Forderungen, Drang nach Geltung und Genuß. Was weiß er eigentlich wirklich von sich selbst, und was weiß er von denen, die näher oder ferner um ihn herum sind, von seiner Familie, seinen Arbeitskameraden, seinen Untergebenen, seinen Vorgesetzten, seinen Freunden und Bekannten? Er sieht sie nur unter dem Aspekt seiner Person, mit den Brillengläsern seines Charakters, mit dem Kolorit und dem Wärmegrad seines gefühlsmäßigen Urgrundes. Vielleicht beklagt er sich, daß man ihn nicht verstehe, nicht recht achte und beachte, doch wird er sich selbst nie bewußt, wie fremd er eigentlich den anderen gegenübersteht.

Der Arzt, der Psychologe, der Seelsorger, deren Lebenssinn es ist, dem Menschen helfend, dienend und heilend zugewandt zu sein, erlebt ihn aus einer anderen, einer tieferen Sicht. Hilfesuchend offenbart er sich ihm mit seinen Nöten, Leiden, Ängsten, Verworrenheiten, Ausweglosigkeiten, Hemmungen, Selbstbezogenheiten und Fremdheiten.

So ersteht vor dem inneren Auge des Arztes ein Bild des Menschen, der trotz der reichsten inneren Anlage, trotz der ihm zur Verfügung stehenden Lebensgüter und Genüsse, weil er in dem hektischen Rennen nach Genuß, Besitz und Geltung kurzatmig, bedrängt und erlebnisunfähig geworden ist, die Augen seiner Seele vor dem Reichtum und Wunder dieser Welt verschließt. Durch die Technik werden wir immer reicher; diese selbe Technik aber, weil sie von

uns falsch angewandt wird, ertötet in unserem Leben jede Stille, jede Muße und Gelassenheit. Wir machen uns zu ihren Gefangenen.

Wir haben im Abendlande innerhalb eines Jahrhunderts mit unserem Gehirn Wunder an technischen Erfindungen vollbracht, die alle Märchen und geheimen Wünsche unserer Vorfahren in den Schatten stellen. Die Zukunftsromane von Jules Verne, von Hans Dominik, von C. G. Wells erscheinen uns als klägliche Produkte einer eingeschränkten Phantasie gegenüber den gigantischen und sich überstürzenden Erfindungen der Gegenwart. Die technischen Errungenschaften einiger Genies sind Allgemeingut geworden, und wir nehmen diese Gaben mit offenen Händen, aber mit einer erstaunlichen Selbstverständlichkeit hin. Wir haben alle etwas von den Kindern reicher Leute an uns, die jedes Geschenk mit Blasiertheit entgegennehmen, ohne Naivität und rechte Freude, da sie wissen, daß die Eltern ihnen alles Vorhandene beschaffen können.

Es ist ein Symptom unserer Zeit, daß wir uns über nichts mehr verwundern und auch nicht mehr dafür danken, da alles, was uns entgegengebracht und geschenkt wird, selbstverständlich geworden ist. Zwar gehörte ich in meiner Jugend zu den reichen Leuten, doch hatten wir an dem Beispiel unserer freudebegabten Mutter es gelernt, uns an allem und jedem zu freuen und für alles von Herzen zu danken. Und wir sprachen voll Mitleid von den „armen reichen Leuten“, weil sie der Fähigkeit der unmittelbaren Freude beraubt waren und ihnen letztlich jeder Genuß und jeder Besitz zum Fluch, zur Belastung und zur Krankheit wurde.

Um so bitterer ist es zu erleben, daß heute die gesamte abendländische Menschheit in der seelischen Situation der „armen reichen Leute“ ist. Der Mensch ist nicht mehr heil, nicht mehr ganz, weil er sein Streben einseitig nach außen hin ausgerichtet hat; das Innere sieht aber bei näherer Betrachtung aus wie eine ausgeräumte und verlassene Wohnung. Überall sind noch Spuren und Abfälle der früheren Bewohner zu sehen, und es herrscht Durchzug. Frederic Andrew Gibbs, der amerikanische Hirnspezialist, sagt: „So stark der Mensch mit seinem Gehirn in der Erfindungsgabe ist, so schwach ist er in der Sittlichkeit.“ Das liegt aber wohl daran, daß wir in Familie, Schule und Betrieb recht viel für die Entwicklung des Intellekts und viel zu wenig für die Entwicklung der endothymenten, der seelischen Belange tun. Das Ergebnis ist, daß wir an reich gedeckten Tischen schließlich verhungern.

Wir alle leben und handeln so, als ob es das Irrationale, das Schick-

salhafte, in diesem Leben gar nicht mehr gäbe, als ob es eine Erfindung von Pastoren und Philosophen wäre. Als ob alles vorauszuberechnen und gedanklich lenkbar wäre. Und doch erlebt der tiefer Blickende, wie stark das Irrationale in unserem privaten, geschäftlichen, wissenschaftlichen und besonders politischen Leben wirksam ist.

Am eindrucksvollsten erlebt man die übermächtige Wirkung des Irrationalen an einem Ort, an dem man den Menschen nur aus dem Aspekt der Ratio und des Willens zu betrachten gewöhnt ist: im Gerichtssaal. Dort wird nicht nur die Tat und alle ihre minutiösesten Umstände und Motive, sondern auch die Persönlichkeit des Täters und seine Lebensgeschichte unter die Lupe genommen. Für den, der zu hören vermag, entsteht aber neben dem „Tatbestand“ machtvoll ein anderes Bild — das Bild, wie ein Mensch von seinen unbeherrschten Trieben, Affekten, Wünschen, Süchten, Phantasien getrieben wird, wie zufällige Begegnungen mit Mensch oder Gegenstand ihm, weil sie gerade jetzt und hier sich ereigneten, zum Verhängnis werden. Der Mensch wird für sein falsches Tun und Wollen bestraft, aber im Hintergrunde steht als riesiger Schatten unbestraft und unfassbar das Irrationale, der Geist der Zeit, die Weltanschauung, die Gewohnheit, die Sucht, die Mitschuld der Familie, der Erziehung, des Milieus, der Gesellschaft, und in der Vorstellung des Betrachtenden formt sich ein Bild von der Mächtigkeit dieser unfassbaren Kräfte, deren Anteil am Geschehen unermesslich viel größer ist als der des Verstandes und des Willens.

Die Menschheit ist zweifellos krank und leidend, weil sie sich aus alten Bindungen und Traditionen herausmanövriert hat. Nicht unähnlich den Geisteskranken sind auch wir „verrückt“, weil wir unsere Standpunkte von den alten Orten abgerückt haben. Es ist nicht immer gut, jahrtausendealte Traditionen der Vorfahren mit einem Handstreich zu vernichten. Sie sind mit dem Menschen, mit seiner Seele, mit dem Reifungs- und Entfaltungsprozeß, mit seinem sich entwickelnden Bewußtsein gewachsen; sie bilden unseren endothyemen Aufbau. Zerstören wir dessen uralte Bilder und Symbole in uns, so stören wir gleichzeitig die Anlage unserer Antennen hin zum Kosmos.

An die erste und zweite Generation des Menschen stellte Gott zwei grundlegende Fragen. An Adam: „Adam wo bist du?“ — und an Kain: „Kain, wo ist dein Bruder Abel?“ — Es ist die Frage an den Menschen nach seinem Standpunkt, nach der Besinnung auf sich

selbst und nach seiner Beziehung und der Verantwortung für seinen Nächsten. So lange es Menschen gibt, wird diese Frage nie verstummen. Aber wo steht der Mensch heute wirklich? Der Religionsphilosoph Mircea Eliade kennzeichnet den kosmisch gebundenen Menschen, wenn er sagt: „Der religiöse Mensch nimmt ein Menschsein auf sich, das ein übermenschliches, transzendentes Vorbild hat.“

Dieses Vorbild war die Wellenlänge, auf die jeder religiös gebundene Mensch, gleich welcher Religion er angehören mochte, vom ersten denkenden Menschen an ausgerichtet war. Welches gleichwertige Leitbild hat aber der säkularisierte Mensch? In seinem Unterbewußtsein ahnt er, daß er aus geheiligten Ordnungen herausgefallen ist, und dies beunruhigt ihn sehr. Er begegnet dieser Beunruhigung mit den Mitteln der Technik. Er nimmt Tranquillisatoren, entspannende Medikamente, die uns die chemische Industrie für diese Zwecke zur Verfügung stellt. Das ist aber eine Betäubung und keine Heilung!

Die Heilung kommt allein durch die „Metanoia“, durch das Umdenken, die Umstellung, die Verrückung auf andere Bewußtseinstufen.

Die Psychoanalyse, das moderne Kind der Psychologie, bemüht sich, dem seelisch gestörten Menschen durch das Gespräch, durch Deutung der Träume ihm unbewußte Erlebnisse in das Oberbewußtsein heraufzuholen, wo sie am Tageslicht des Bewußtseins an ihren richtigen, ihnen zugehörigen Ort gestellt werden und so die seelische Fehlhaltung wieder ausgeglichen wird.

Das ist ein Weg, ein intimer Weg von Mensch zu Mensch. Doch suchen die Philosophen, die Psychologen und die Ärzte einen anderen, einen breiteren Weg für den Menschen, für die Suchenden: den Weg über das Wort, über das Bewußtsein. Aus dem Bewußtwerden und der Besinnung kann der Suchende die verschütteten Pforten und die verrosteten Antennen wieder für das Licht, für die Wärme und die Musik dieser schönen Welt durchgängig machen. Er wird durch die wiedergewonnene Fähigkeit zur Begegnung fähig zum Erleben und zum Glück. Viele „arme reiche Leute“ sind, nachdem sie alles verloren hatten, wieder glücklich geworden, weil sie den Wert der Dinge neu kennengelernt haben.

Einer unserer reifsten, verantwortungsvollsten und menschlichsten Philosophen, Graf Karlfried von Dürckheim, dem es in allen seinen Schriften um die Erweckung der „Mitte“ und die Wiederbelebung der Begegnungsfähigkeit geht, schrieb einmal an mich das Wort: „Es

macht so dankbar und glücklich zu spüren, wie irgendwo in der Welt das, was »nicht aus uns« ist, durch einen Eindruck in einem anderen das anrührt, was wiederum nicht aus ihm ist. Ist es nicht so, daß diese geheimnisvolle Berührung im Raum des Unfaßbaren der Sinn aller faßbaren Begegnung ist?“

Vergegenwärtigen wir uns, was für ein komplexer Begriff die „Begegnung“ ist. Wir sagen: „wir begegneten jemandem“, oder wir sagen: „es begegnete uns...“ In beiden Fällen wird dem Zufall bei diesem Akt der größte Anteil eingeräumt. Wir gehen auf etwas zu, das gegen uns steht (daher „Gegenstand“) oder sich auf uns zu bewegt. Es ist immer etwas Schicksalhaftes, Zu-fallendes, Unentrinnbares in dem Akt der Begegnung. Es wird uns gesandt, und wir tun gut, es mit unseren wachen Sinnen und mit unserem Herzen wahrzunehmen, das heißt, es zu erleben und uns damit auseinanderzusetzen.

Dieses Begegnen ist wie ein ins Wasser fallender Stein, der konzentrische Kreise sichtbar an der Oberfläche des Wassers, unsichtbar aber auch in die Tiefe und in die Höhe der Luft zieht. Es ist voller Geheimnisse, die sich aus der Vergangenheit zur Gegenwart und in die Zukunft ziehen, die von Mensch zu Mensch und Ding über Räume hinweg Verbindungen schaffen. Sinnt man diesen Begegnungen nach, so werden wunderbare Verbindungskanäle von Wesen zu Wesen, zu uralten Zeiten, in die Zukunft hin, in ferne Länder, durchgängig und lebendig; der so Erlebende wird wieder an seinen ihm im Kosmos gebührenden Ort gestellt und wird durchlässig für die heilsamen Kräfte des Weltalls. Er steht wieder in seiner eigenen Mitte — in der Mitte der Welt!

Martin Buber sagt darüber: „Nur die unterschiedslose Heiligung allen Handelns, nur das Gottzutragen des gewohnten Lebens, wie es sich fügt und schickt, nur die Weihe der natürlichen Weltverbundenheit hat die erlösende Kraft. Nur aus der Erlösung des Alltags wächst der All-Tag der Erlösung.“

Wunderbare Worte findet Hugo von Hofmannsthal in seinem Aufsatz »Die Wege und die Begegnungen«: „Die Begegnung verspricht mehr, als die Umarmung halten kann. Sie scheint ... einer höheren Ordnung der Dinge anzugehören, jener, nach der die Sterne sich bewegen und die Gedanken einander befruchten.“

BEGEGNUNG MIT DEM EIGENEN ICH

Eine Begegnung, die in der heutigen Zeit nur noch selten und bei wenigen Individuen stattfindet, ist die Begegnung mit dem eigenen Ich. Wegen Zeitmangel, der Lebenshast und anderer dringlicher Geschäfte findet der Mensch nur selten Gelegenheit, sich selbst näher kennenzulernen.

Was wissen wir eigentlich von uns selbst? Wir lernen im Leben, in der Familie, in der Schule, der Hochschule eine Menge von wissenswerten Dingen; wann und wo lernen wir es, kritisch in unser Inneres zu blicken und uns an einem Vorbild zu vergleichen? Ohne Vorbild gibt es keinen Vergleich, gibt es keine Entwicklung, kein inneres Wachstum zu einem Ideal hin, zu bestimmten zu erreichenden Verhaltensweisen.

Nicht nur das Leben, das Milieu, die Konstitution, die Begegnungen formen den Menschen, vielmehr sind es die Leitbilder, denen er bewußt oder unbewußt nachstrebt. Jedes Volk, jede religiöse oder politische Gemeinschaft, jede Zeit hat ihre Vorbilder, ihren „Geist“, — wir sprechen vom „Zeitgeist“; er wird von den Menschen geprägt und prägt seinerseits die Menschen. Ausdruck, Gebärde, Bewegung, Geschmack, Haartracht, Mode, Formen der Begegnung und des Verhaltens werden von ihm beeinflußt; nicht zuletzt die innere Struktur und die Reifung des Menschen.

Im ersten Kapitel der Bibel, der „Schöpfung“, steht ein bedeutender und nicht zu übersehender Satz, der Millionen von Juden und Christen und nicht zuletzt Moslems zum Leitbild wurde: „Und Gott sprach: »Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh, und über die ganze Erde, und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht!«

Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn, und er schuf sie, ein Mann und ein Weib.“ (1. Moses, Kap. 1, 26. 27.)

Weiter heißt es: „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.“ (1. Moses, Kap. 2, 7.)

Doch ist der Mensch nicht nur ein Seiender, sondern ein Werden-der, und das Bild Gottes kein immanentes, sondern ein langsam und

mühselig sich entwickelndes. Denn keinem von uns dürfte es einfallen, daß wir Gott gleich seien. Aber in dem Odem, in der lebendigen Seele, die uns eingehaucht wurde, ist ein Korn von Gottes Wesen, das in uns aufgehen, keimen, wachsen, erblühen, Frucht tragen und schließlich Samen bilden soll; dieser ganze Vorgang, mit seinem Geheimnis des Sprießens und Reifens, in seiner höchsten Vollendung und Entfaltung, wird zum Gleichnis der Schöpferkraft Gottes.

Dieses Ebenbild Gottes, das wir entwickeln sollen, läßt sich mit dem Vorgang des Photographierens vergleichen. Es bedarf des Objekts, der Kamera, des Films und des Photographen. Die beste Kamera nützt uns nichts, wenn wir keinen Film eingelegt haben. Und die beste Kamera nützt nichts, wenn der Photograph ein Stümper ist. Ein guter Photograph kann sogar mit einer billigen Kamera herrliche Bilder erzeugen. Aber auch der Vorgang des Photographierens ist noch unvollendet. Denn nun erst muß der Film, der eine Reihe zeitlich und örtlich auseinanderliegender Objekte aufgenommen hat, in der Dunkelkammer entwickelt werden. Je nach der Einwirkungs- dauer und Konzentration des Entwicklers kann das Bild weich oder hart gemacht werden. So viele Arbeitsgänge liegen zwischen der Belichtung und der endgültigen Entwicklung eines Bildes. Wieviele Aufnahmen werden während dieser Vorgänge zerstört oder verdorben!

Hundert Photographen mögen das gleiche Objekt aufnehmen, und es werden, je nach Charakter, Temperament, Können und seelischer Einstellung des Photographierenden doch hundert verschiedene Bilder entstehen.

Nicht anders ist es mit dem Ebenbild Gottes, das der Mensch zu entwickeln hat. Dem einen gelingt ein schönes, künstlerisches Bild, dem anderen nicht; es ist unter- oder überbelichtet, in den Proportionen verzogen, oder es ist unscharf. Und doch ist es ein Bild!

Ein Sachverständiger der Photographie wird nur die besten Bilder gelten lassen und die technisch unvollkommenen ausscheiden. Für ein altes Mütterchen aber, deren Kind gestorben oder im Kriege gefallen ist, wird auch ein verblichenes und verwackeltes Photo eine kostbare Erinnerung sein. So wird das Bild zu einem Sinn-bild, zu einem Hindurch, einer Brücke zum Menschen.

Ob nicht Gott uns so sieht wie das Mütterchen ein derartiges Bild?

Bereits in der Schöpfungsgeschichte werden die beiden Elemente erwähnt, aus denen der Mensch geschaffen wurde: der Erdenkloß, das Grobstoffliche, und der Atem Gottes, das Immaterielle. Zwei

Elemente, die eng verbunden ein Lebendiges bilden, sich aber nach verschiedenen Kraftfeldern ausrichten; das eine ist erdwärts, das andere himmelwärts gerichtet. Goethe sagt darüber: „Unsere Zustände schreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu, und fehlen ein wie das andere Mal: in uns selbst liegt das Rätsel, die wir Ausgeburten zweier Welten sind.“

In einer sehr frühen Entwicklungsstufe des Menschen, in seiner zweiten Generation tritt Gott dem Menschen, der seine natürlichen und vitalen Triebe nicht zu zügeln vermag, warnend und ratend gegenüber. „Und der Herr sah gnädig an Abel und sein Opfer. Aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an. Da ergrimmte Kain sehr und seine Gebärde verstellte sich. Und der Herr sprach zu Kain: »Warum ergrimmt du? Und warum verstellt sich deine Gebärde? Ist's nicht also? Wenn du fromm bist, so ruhet die Sünde vor der Tür. Aber laß ihr nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie!«“

Adam und Kain und all die Milliarden, die ihnen folgten, haben ein ungeschriebenes, ewiges Sittengesetz in sich, und sie haben ein unsichtbares, aber scharfes Instrument, das die Verletzungen gegen die Sittengebote registriert — das Gewissen. Dieses mag bei dem einen feiner, bei dem anderen gröber sein; niemand, der eine normale Entwicklung durchmacht, kann es entbehren, nur dem Geisteschwachen und dem Geisteskranken fehlt diese Richtschnur. Der Angelsachse nennt diesen Zustand „Moral Insanity“ (sittliches Irresein).

Durch unser Abendland geht ein seltsamer Bruch in der Auffassung vom Menschen und von der Freiheit des Willens und der Selbstbestimmung. Im Mittelalter und bis zur Epoche der Aufklärung sah sich der Mensch als Objekt zwischen zwei sich streitenden metaphysischen Mächten, Gott und dem Teufel. Die Neuzeit, besonders in der psychologischen, juristischen und tiefenpsychologischen Ausrichtung, projiziert alles seelisch-geistige Geschehen in das Individuum hinein und unterscheidet nur zwischen den sehr starken, autochthonen Funktionen des Stammhirns und der innersekretorischen Drüsen, in deren Gebiet sich das Wirken der Triebe, der Affekte, der Lust und Unlust, des Jähzorns, der Ungeduld, der Sexualität, des Besitztriebes, der Selbsterhaltung und der Selbstgeltung abspielt, — und denjenigen des Neuhirns, das in seinem Reifungszustand die beherrschte Person, den sozialen, rücksichtsvollen, liebenden, dienenden, denkenden, urteilenden, sich einordnenden Menschen formt.

Es gibt ein sehr bezeichnendes finnisches Märchen aus uralter, archaischer Zeit, das die Dualität des Menschen drastischer aufzeigt

als die biblische Schöpfungsgeschichte. Ich habe dieses Märchen von einem blinden karelischen Bettler, der es im Revolutionsjahr 1917 auf dem Sucharewkamarkt in Moskau singend rezitierte, gehört. Ich gab ihm einige Kopeken und fragte ihn, was er denn von dieser Zeit hielte.

„Schwer ist sie“, sagte der Blinde, „eine teuflische Zeit ist es! Eine menschliche Zeit ist es, Herrchen!“

„Warum sagst du »menschliche Zeit«?“, fragte ich.

„Na, darum, wer hat denn den Menschen erschaffen?“

„Ja, Gott natürlich!“

„Ach nein, Gott nicht, der Teufel hat ihn erschaffen. Du weißt es nicht, aber unsere ältesten Bauern erzählen es anders, als es in der Bibel steht, und das wird auch stimmen. Gott lebte im Paradies, und der Teufel hatte auch seinen Bereich; keine Hölle, wie die Kirche es lehrt, aber ein Reich der Begierden, des Neides, des Hasses, der Lüste, der Unersättlichkeit und der Habsucht. Und da wollte er einen Diener für sein Reich haben, und er wollte ihn gern so haben, wie der liebe Gott aussah. Also formte er ein Wesen aus Lehm: Beine, Bauch, Rumpf, Arme und auch Kopf. Aber das Antlitz wollte und wollte ihm nicht gelingen. Wie er sich auch mühte, es wurde nichts.

Da begegnete er der Fliegenden Maus (alle Mäuse flogen damals), sie sah sich das ungeschickte Gebilde an und höhnte: »Soll das Gott sein!?« »Ja«, sagte der Teufel verlegen, »aber das Antlitz kommt und kommt nicht richtig heraus!« — Die Maus bedachte sich und sagte: »Ich kann dir helfen!«

Schnurstracks flog sie ins Paradies, nistete sich in Gottes Handtuch ein, und als Gott sich mit dem Morgentau das Antlitz benetzte und es dann mit dem Handtuch abtrocknete und dabei seinen Odem durch die Nase ausstieß, da flog das Tuch durch die Schwere der darin nistenden Maus hinab und in den Bereich des Teufels. Der freute sich, als er das Antlitz Gottes auf dem Tuch als Abdruck fand, legte es schnell an den Kopf des Erdklumpens und schon hatte sich das Antlitz abgeprägt, und durch den lebendigen Odem, den Gott hineingeblasen hatte, wurde die Erdgestalt zu Leben erweckt.

Da freute sich der Teufel ganz gewaltig über das gelungene Werk und ließ den Menschen Diener in seinem Reiche werden. Aber Gott sah es und erkannte den Betrug; er zürnte dem Teufel und forderte Rechenschaft von ihm.

Der Teufel sagte: »Ich habe ihn aus Lehm geformt, er ist ganz mein!« Gott aber sagte: »Du vermochtest ihn nicht zum Leben zu

wecken. Durch meinen Odem ist er erst zum lebendigen Menschen geworden! Er ist mein, denn er trägt mein Antlitz!« — »Gut«, sagte der Teufel, »dann wollen wir uns redlich darein teilen! Ich bekomme was ich gemacht habe, den Körper, seine Triebe und Begierden, und du bekommst eben was von dir ist, den Odem!«

Und der Teufel freute sich sehr, denn er glaubte, daß er den bei weitem gewaltigeren Teil des Menschen bekomme. — »Gut«, sagte Gott, »dann wird sich der Teil, der von mir stammt, immer nach mir sehnen und gegen das, was du da geschaffen hast, kämpfen und sich auflehnen!«

So wurden sie einig. Nun zieht jeder an seinem Strang — der Teufel zieht den Körper mit den Begierden, und Gott zieht die Seele. Und von der ersten bis zur letzten Minute seines Lebens steht der Mensch in diesem Zweikampf, mal siegt der eine, mal der andere in ihm.“

„Was geschah aber mit der fliegenden Maus?“, fragte ich der Vollständigkeit halber.

„Ach, ja ... der wurden die Flügel abgenommen, damit sie nicht wieder ins Paradies fliegen könne. Aus alter Erinnerung und Sehnsucht sucht sie gerne die Behausungen des Menschen auf, aber sie hat Angst vor ihm, und er, der Mensch, hat Angst vor ihr, weil sie ihm das einmal angetan hat“, sagte schmunzelnd der Alte. —

So hat ein uraltes Bauern-, Jäger- und Nomadenvolk die Dualität des Menschen und seine immerwährenden Spannungen in ein mythisches Gewand gekleidet. Und ähnlich hat der mittelalterliche Mensch und manch ein Mensch unserer Tage das Unerklärliche, das in ihm vorgeht, zu erklären versucht.

Die Aufklärung hatte Gott, den Teufel, die Engel, die Heiligen und alles, was mit den schwachen Mitteln der physikalischen und technischen Erkenntnis nicht zu erklären war, hinweggefegt. Jetzt steht der Mensch als psychobiologisches Subjekt allein in der weiten Welt, und alles, was man früher extraprojizierte, als von Gott oder vom Teufel oder den Schicksalsmächten gesandt ansah, spielt sich, so glaubt man, im Inneren des Menschen ab. Alles wird in ihm selbst biologisch erzeugt: die Psyche ist die Resonanz auf die mehr oder minder guten und harmonischen oder disharmonischen Funktionen des Gehirns, des Stammhirns und des Neuhirns, der innersekretorischen Drüsen, der Verdauung, der Sexualität und des Kreislaufs. Damit aber ist so wenig heute wie gestern das große, wunderbare, schöpferische und tragische Rätsel „Mensch“ enträtselt.

Das großartige und dunkle Geheimnis des Menschen ist, daß jeder einzelne aus den Milliarden einen besonderen Wurf, eine individuelle Schöpfung Gottes darstellt. Aus den verschiedenen Bausteinen der körperlichen, der Triebelemente, der seelischen und geistigen Funktionen kommt eine einmalige Mischung zustande. Von allen Lebewesen ist das Menschenkind das hilfloseste und es ist ganz auf sich allein gestellt. Die ersten Jahre seines Daseins ist es vollständig auf die Pflege der Eltern angewiesen; wenn es aber auch sich zu bewegen und anzukleiden, zu sprechen und zu denken vermag, lernt es in den zivilisierten Gesellschaften erst an der Schwelle des dritten Jahrzehnts selbständig zu werden und im sozialen Leben voll verantwortlich zu handeln. Ergreift es kompliziertere, intellektuelle Berufe, so wird es erst jenseits des fünfundzwanzigsten Lebensjahrs selbständig. In dieser Zeitspanne sind die meisten Tiere unserer Erde bereits tot.

Trotz aller Verbundenheit des Menschengeschlechts bleibt jedes Individuum in geheimnisvoller und in tragischer Weise auf sich selbst gestellt. Nur die kurzen neun Monate seines Werdens in der Mutter ist es umhüllt von Wärme und Dunkelheit, aber auch dort schon allein. Bei der Geburt wird es in eine fremde, kalte, zugige, laute, helle, bewegte und beängstigende Atmosphäre ausgestoßen. Aus dem Einssein mit der Mutter in ihrem Innern wird eine Begegnung mit der Mutter von außen. Die Welt der betreuenden Erwachsenen und der ungleichaltrigen Geschwister bietet keine Möglichkeit eines Vergleichs mit sich selbst. Man erlebt sich mehr als ein Innen, wogegen man die anderen als ein Außen erlebt. Sie sind anders, sie sind angezogen, sie sind maskiert, sie erscheinen sicher und überlegen, bewußt und kraftvoll. Das eigene Ich erlebt aber in jedem Augenblick seine Schwäche, Angst, Preisgegebenheit, Ausgesetztheit, der es keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag.

Aus Abwehr gegen die eindringende Welt lernt das Ich bald, sich vor den anderen zu maskieren, Theater im eigenen Haus zu spielen, um nicht wehrlos zu erscheinen. So kommt es zu einem reizvollen und doch beängstigenden Versteckspiel des Menschen mit seinem eigenen Ich. Man fühlt sich im Innern schwach, schutzlos und geängstigt, und man markiert den starken Mann nach außen: man ist laut, robust, ausfallend, aggressiv. Man lernt sehr früh, seine schwachen Stellen zu verbergen, weil man die Erfahrung macht, daß diese Stellen von den anderen sehr schnell herausgefunden und verwundet werden.

Da ein Kind und ein junger Mensch kaum je Gelegenheit erhält, in die intimen Urgründe einer anderen menschlichen Seele zu schauen, sieht er meist den anderen als stärker und sich selbst als schwächer an. Naturgemäß resultieren daraus sehr früh Minderwertigkeitsgefühle, die auch im späteren Leben schwer abzubauen sind.

Die meisten Menschen werden gelegentlich einen seltsamen und quälenden Traum geträumt haben. Man findet sich plötzlich nackt oder im Nachthemd, ohne Hose oder in unpassender Kleidung in einer Gesellschaft von elegant angezogenen Leuten. Man erwacht mit einem peinlichkeitsgefühl, das lange nachklingt. — Dieser Traum steigt aus dem Unterbewußtsein auf und zeigt uns deutlich unsere seelische Situation, nämlich, daß wir uns trotz der Maske, die wir uns anziehen, vor den anderen maskentragenden Menschen als nackt, als durchschaut und somit als ihnen unterlegen vorkommen.

Es gibt eine stillschweigende Übereinkunft in der gesamten menschlichen Gesellschaft, daß man über die eigenen Triebe, Affekte, sexuellen Impulse, Insuffizienzgefühle, Gelüste und antisozialen Regungen und Handlungen, sowie über Feigheit, Neid, Mißgunst, Geiz, Habgier anderen gegenüber nicht spricht, um sich nicht eine „Blöße“ zu geben, um sich nicht zu entblößen, zu demaskieren. Am meisten trifft das zu in einer patriarchalischen, autoritären oder diktatorischen Familien- oder Gesellschaftsordnung, in der man dem Familienoberhaupt, dem Lehrer, dem Priester oder dem Staatschef, und natürlich nach unten hin den kleinen „Chefchen“ bis zu den Hauswarten hinab eine staatlich konzessionierte Unfehlbarkeit zugesteht.

Sie rauschen daher mit ihren Titeln, Uniformen, Orden und Auszeichnungen, und jeder verhüllt seine erbärmliche, angstvolle Menschlichkeit unter dem Glanz und Flitter, der ihm als Panzer dient. Ein jeder ist ängstlich darauf bedacht, daß sein „Ansehen“, also seine Verkleidung und Maskierung, entsprechend geachtet wird. Ich habe oft die Beobachtung gemacht, daß jene aggressiven Individuen, die gerne und mit sadistischer Lust Schwächere durch Zynismus oder anzügliche Bemerkungen und Witzeleien verwunden, selbst von einer krankhaften Empfindlichkeit sind.

Aus diesem doppelten Spiel des Menschen mit sich selbst entsteht eine seltsame Mischung von Insuffizienzgefühl, Versündigungsempfinden und einer gewissen Überheblichkeit nach außen hin, sowie einer Tendenz, die eigene Fehlerhaftigkeit zu entschuldigen, wogegen die der anderen einer meist unbarmherzigen Kritik unterzogen wird.

Gewöhnt sich der junge Mensch aus Abwehr gegen die ihn umgebende Gesellschaft zu früh, sich hinter einer Maske zu verstecken, so verhärtet sich diese ihm aufgezwungene Panzerhaut zu schnell und hindert ihn am weiteren Wachsen und Reifen. Er wird früher fertig, als es vom Schöpfer gedacht war, er geht des wahren Genusses des Lebens und der Welt verlustig, weil er durch die Maske hindurch die Welt nur mit unfertigen, ängstlichen und auf sich selbst bezogenen Augen zu sehen vermag. Er verliert somit schon sehr früh die Liebes-, Einfühlungs- und Begegnungsfähigkeit und wird ein Einsamer.

Der Arzt, der in der Masse immer nur dem Einzelnen begegnet, erfährt, wie der Mensch, mag er sozial reich, erfolgreich oder mächtig sein, stets an seinem Minderwertigkeitsgefühl leidet, und wie dieses auch auf der Höhe des Erfolgs immer wieder nach oben gespült wird und ihn, wie ein bellender Wachhund, nicht zur Ruhe kommen läßt. Nach außen wirkt er sicher in seiner Maske — nach innen aber ist er weich und verwundbar und auf der Hut vor Angreifern.

Aus diesem Gefühl der Unsicherheit glaubt er sich viel öfter angegriffen, als dies in Wirklichkeit der Fall ist. Worte, Gesten, Bemerkungen von anderen bezieht er auf sich selbst, weil sie zufällig auf seine wunden Stellen passen, die die anderen meist gar nicht kennen und auch nicht im Auge haben; denn er ist der Meinung, daß er von den anderen durchschaut sei, und er vermag nicht zu realisieren, daß seine Anliegen allgemein menschliche sind, sie daher natürlich immer eine Entsprechung finden.

Unser Selbstgefühl ist zwar das stärkste und vitalste, aber zugleich auch das am leichtesten zu erschütternde und zu verwundende Gefühl in uns! Aus dieser Störbarkeit entsteht eine ungeheure Labilität des Gleichgewichts: Angst vor dem Leben, Angst vor dem Schicksal, vor der Zukunft, vor Krankheit, vor dem Altern, vor dem Krieg, vor wirklichen oder vermeintlichen Feinden, Mißtrauen gegenüber Menschen und Ereignissen.

Mit Erschütterung erlebt der Arzt, wie sehr der Mensch alle Dinge, Geschehnisse, Begegnungen, Aussprüche, Witze, völlig unbedachte Bemerkungen auf sich bezieht, weil er sich für den Mittelpunkt der Welt hält. Je unsicherer er innerlich ist, um so mehr Angriffsflächen bietet er, um so verwundbarer ist er. Hat er eine strafbare Handlung, mag diese auch noch so unbedeutend sein, begangen und liest er von Verhaftungen in der Zeitung, so erschrickt er. Ist er alt und wird von alten Menschen gesprochen, bezieht er das als eine Art Verhöhnung auf sich selbst. Wird in Gegenwart von Männern mit Glatzen

oder von Trägern künstlicher Gebisse darüber gesprochen, empfinden sie dies als eine anzügliche Taktlosigkeit. Und wieviele, anderen unsichtbare Makel hat jeder an sich, die nur er ganz allein kennt — kommt die Sprache darauf, so ist man fest überzeugt, der Sprechende habe einen erkannt und wolle einen verwunden oder womöglich bloßstellen. Ja, man macht sich ernstlich Gedanken darüber und fragt sich, woher jener davon erfahren haben möge und ob er es einem nun versteckt andeuten wolle, daß er davon wisse.

Das, was wir beim Kind und beim Heranwachsenden als Trotz bezeichnen, hat seinen Grund darin, daß der kleine Mensch den anderen, den Größeren oder den Fremden die noch unfertige Person entgegenzustellen und ihnen gegenüber zu behaupten sucht. Das geschieht zwar mit ungeeigneten Mitteln, die Tadel, Erregung, Aggression oder Strafe nach sich ziehen. Offenbar gibt es aber eine geheime Gesetzmäßigkeit, wonach jede falsche oder unangepaßte Handlung weitere nach sich zieht. Vielleicht liegt die Ursache darin, daß der Mensch, der eine „böse“ Handlung begeht, von den anderen als böse und schlecht gebrandmarkt wird, sich schließlich für schlecht hält und sich dann selbst preisgibt, und so auf dem Wege, den er zufällig gegangen ist, weiterschreitet. „Ist der Ruf erst ruiniert, gibt man sich ganz ungeniert“, sagt treffend Wilhelm Busch.

Ich habe unzählige verloren gegebene Kinder und verbrecherische Jugendliche begutachtet und immer wieder gefunden, daß sie aus Protest und aus dem Erlebnis des Nichtverstandenseins in diese Haltung gegen die Gesellschaft oder gegen die Eltern hineingeraten waren. Etwas von dem Gefühl: „Es ist schon recht, daß ich mir die Finger erfriere, warum kaufen mir die Eltern keine Handschuhe!“ findet sich auch darin; man straft zwar sich selber, aber man straft damit ebenso empfindlich auch die anderen. In Wirklichkeit ist diese Verhärtung, Großtuerei und dieser Protest nichts anderes als ein Verfangensein in einer abgrundtiefen, verzweiflungsvollen Einsamkeit!

Auf der anderen Seite bedarf jeder Mensch einer Resonanz, er ist ein antwortendes Wesen. Er ist so vielschichtig, daß er aus vielen, durchaus verschiedenen, oft ihm selbst kaum bekannten Schichten auf ein Angesprochenwerden zu antworten vermag. Fühlt er sich als schlecht und böse angesehen, so reagiert er mit Bosheit und Grobheit; mit Unartigen ist er unartig, mit Frechen frech, aber mit Hilfreichen helfend und mit Gütigen gut.

Wenn Gott die Seele unablässig zu sich zieht, so wird es verständlich, daß in jedem Menschen, wenn er nicht gerade geisteskrank oder

geistesschwach ist, ein Sinn für das Gute lebendig ist und daß er sich selbst für gut hält. Jeder von uns, auch der Säkularisierte, der an nichts glaubt als an die Materie, erlebt sich als ein Spielball von unbekannten guten und bösen Kräften, denen er nicht völlig zu widerstehen vermag. Das wird immer dann offenbar, wenn der Mensch aus seinem gewohnten Alltag herausgerissen wird und in außergewöhnliche Umstände gerät, sei es durch Alkoholwirkung, Not, Verführung, Beeinflussung, schlechte Gesellschaft.

Ich habe Mörder und Totschläger, Einbrecher, Diebe, Menschenentführer, Denunzianten, Betrüger, Heiratsschwindler zu begutachten gehabt. In meiner Begegnung mit abertausenden von Menschen sah ich bisher noch nicht einen, der sich selbst als schlecht oder als böse angesehen hätte. Sie alle hielten sich für gute und ehrenhafte Menschen und gaben einen Teil der Schuld für ihr verbrecherisches oder fehlerhaftes Tun der Gesellschaft, den Umständen, der Verführung, dem Zufall, der Not. Bei genauer Betrachtung und Einfühlung — denn kein echtes Gutachten ist ohne Einfühlung möglich — mußte ich diesen Menschen glauben, und ich glaubte ihnen gerne, da ich es immer wieder mit-leidend erfuhr, wie sehr ihnen in ihrer oft ausgeweglosen Einsamkeit in entscheidenden Augenblicken die helfende brüderliche Hand fehlte.

Jahrzehntelang habe ich in Vorlesungen Jung und Alt gefragt, welche Person aus Gegenwart, Geschichte oder Literatur sie sich zum Vorbild nähmen. Sie alle haben Helden oder Heilige, oder große Gütige oder Gerechte genannt. Niemals hat einer einen Bösewicht oder Verbrecher sich zum Vorbild gewählt. Das ist doch ein Zeichen dafür, daß im Menschen immanent ein Leitbild des Guten, des Gerechten, des Selbstüberwindenden lebendig ist.

Der heilige Augustinus kleidet diese Erfahrung in die wunderbaren Worte: „Anima humana naturaliter est christiana“ (die Seele des Menschen ist von Natur eine christliche).

Diese These besagt allerdings nichts wesentlich anderes als die der Bibel, wonach der Mensch nach dem Antlitz Gottes gebildet sei. Doch ist zu sagen, daß der Mensch sich diesem Bilde nur in dem Maße zu nähern und es zu verwirklichen vermag, als er ihm ernstlich und unentwegt, kämpfend und gestaltend nachstrebt. Ihm selbst ist es auferlegt, der Bildner jenes Bildes zu sein. Dieser Weg aber ist ein schmaler Grat zwischen zwei Abgründen. Auf diesem schwierigen Pfad spielt sich der Kampf um die Selbstverwirklichung, um die Verwirklichung der „anima christiana“, des Ebenbildes Gottes ab.

Niemals bis zur Stunde des Todes gibt es ein Ausruhen, ein Erreichen, weil unsere fehlerhafte und triebhafte Natur uns jederzeit ein Bein zu stellen bereit ist, auch wenn wir hohe Grade der Weisheit oder der Heiligkeit erreicht haben mögen. Die giftigen und stacheligen Pflanzen des Hochmuts, der Eitelkeit, der Überheblichkeit, der Unduldsamkeit, der Geltungssucht wuchern auf diesem Wege und streuen ihren Samen in unsere Seele.

Ein anonymen französischer Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts sagt: „Nous sommes tous fous; la folie des uns est plus brillante, et celle des autres plus tranquille.“ (Wir sind alle toll, die Tollheit der einen ist glänzender, die der anderen stiller.)

Und: „On ne peut trop envier l'homme dans les différents âges. Quelle foule de passions! Quelle suite de faiblesses et de bizarreries!“ (Auf keiner Altersstufe kann man den Menschen beneiden. Welche Fülle von Leidenschaften! Welches Nebeneinander von Schwächen und Absonderlichkeiten!)

Was der Mensch aus sich macht oder aus sich zu machen vermag, hängt von dem Bild, dem Vor-bild ab, das er in sich trägt.

Der Chinese hat seit tausenden von Jahren eine sehr treffende, sozusagen gestaffelte Psychologie vom Menschen. Entsprechend den Alters- und Reifungsstufen spricht er vom „schwachen Menschen“, vom „begabten Menschen“ und vom „weisen Menschen“. Mit dem ersten ist der Mensch gemeint, der nicht die Gestaltungskraft besitzt, der ganz dem Schicksal unterworfen ist und den Versuchungen und Verlockungen unterliegt, indem seine Triebe Gewalt über ihn haben und ihn regieren. Er ist wie ein Kind, das noch nicht gelernt hat sich zu meistern und zu beherrschen.

Der begabte Mensch, das sind wir alle, das ist der Mensch der mittleren Jahre, der Gereifte, der die Gabe besitzt, sich zum Herrn über seine Triebe und Affekte, Lüste und Stimmungen zu machen, und der über die Gestaltungskraft verfügt. Er ist in dem Grade, in dem er sich selbst zu gestalten vermag, auch Herr seines Schicksals. Doch steht er im immerwährenden Kampf mit seiner „menschlichen Natur“, mit dem „alten Adam“.

Der weise Mensch ist das Ideal des Menschen schlechthin. Es ist jener, der das Ideal des ehrwürdigen Alters repräsentiert, der sich im Kampf durch und um das Dasein selbst überwunden hat, der sich den kosmischen Ordnungen oder Gott ähnlich gemacht hat, der beruhigt, weich, duldsam, verstehend, demütig, dienend, liebend und

selbstlos geworden ist. Von ihm gehen helfende Kräfte aus; er hat, wie ein Magnet, anziehende Kraft.

Die östlichen Völker haben alle auch heute noch das Ideal des Weisen; noch mehr, sie verehren die alten Menschen als die möglichen Repräsentanten des weisen Menschen und, da dieses Vorbild allgemeine Gestaltung hat, strebt jeder, wenn er nicht gerade ein schwacher Mensch ist, danach, sich selbst in diesem Bild zu verwirklichen. Der Weise ist der zu Gott hingezogene Mensch. —

Der Buddhist, für den letzter Sinn des Lebens ist, sich in dem All oder Nichts des Nirvana aufzulösen, strebt nach möglichster Bindungslosigkeit und Vollkommenheit und nach höchstmöglicher Vergeistigung und Beherrschung, Unwirksammachung der vitalen niederen Triebe, wozu ihm die Yogamethoden eine wirksame Hilfe bieten.

Der Buddhismus beruht auf der Überzeugung, daß jeder Mensch alles, was für seine Erlösung nötig ist, selbst zu tun vermag.

Das Nicht-Gebundensein an die Dinge dieser Welt beschreibt der lebenswürdige chinesische Philosoph Dschuang Dsi († 320 v. Chr.) wie folgt: „Der höchste Mensch gebraucht sein Herz wie einen Spiegel. Er geht den Dingen nicht nach und geht ihnen nicht entgegen. Er spiegelt sie wieder, aber er hält sie nicht fest. Bis aufs letzte nimmt er entgegen, was der Himmel spendet, und hat doch, als hätte er nichts. Er bleibt demütig.“

Und Dschuang Dsi's Lehrer, der große Lao Dse (570—490 v. Chr.), sagt über das Leiden und die Triebhaftigkeit des Menschen: „Der Grund, warum ich große Übel erfahre, ist, daß ich ein Ich habe. Wenn ich kein Ich habe, welches Übel gibt es dann noch?“

Kung Fu Tse (551—479 v. Chr.), der Zeitgenosse des Lao Dse, drückt die Selbstüberwindung so aus: „Was der Edle sucht, ist in ihm selbst. Was der geringe Mensch sucht, ist in den anderen.“

Buddha zeigt dem Menschen den achtstufigen Pfad: „Rechtes Denken, rechtes Wollen, rechtes Handeln, rechtes Leben, rechtes Streben, rechte Besinnung, rechte Versenkung.“ —

Der Islam, das heißt: „Unterwerfung unter den Willen Gottes“, lehrt uns die Selbstüberwindung und das stetige Vergleichen des eigenen Ich mit dem Verhaltensgesetz, das Allah uns gebietet. Fünfmal am Tage erforscht der Moslem im Gebet sein Gewissen und prüft, ob er in Gedanken, in Haltung, in Tat sich gegen sich selbst oder gegen die Geschöpfe Gottes vergangen habe. Durch diese periodische Einkehr in sich selbst wird die Sensibilität des Gewissens